

„Poldy“

An der Forstfachschule in Schwarzburg hatten wir einen Dozenten der alten sudetendeutschen Förstergilde. Ottomar B., genannt „Poldy“, lehrte in meinem Semester das Fach Forstschutz, zu dem auch die Wildkunde als Nebenfach gehörte. Hier legte ich bei ihm das zweite Mal die Jagdeignungsprüfung, mit Schwerpunkt der Biologie der jagdbaren Tierarten, ab. Dabei spielte es keine besondere Rolle, ob man bereits Jäger war. Die Weidmänner wurden bei ihm aber besonders „gezwiebelt“. Von den vorherigen Semestern wussten wir, dass er bei der Schießprüfung auf dem oberhalb der Schule liegenden Kleinkaliberstand nach einem Vorkommnis stets besondere Aufmerksamkeit walten ließ.

Was war geschehen? Poldys Hanghühner der Rasse „Italiener“ hatten sich an die Knallerei auf dem Schießstand gewöhnt und scharrtten oft in Nähe der beiden Scheiben nach Bodengegier oder huderten ihr Federkleid im Sande. Und so wollte es der Teufel, dass ein Prüfling den bunten Hahn mit einem wohl gezielten (?) Schuss in die ewigen Jagdgründe beförderte. Was danach los war, kann sich jeder denken.

Vor den Semesterferien wartete Poldy in der Unterstufe immer auf eine besonders prekäre Frage, bei der er regelrecht auflebte. So guckten wir einen Forstschüler aus, der nun in der letzten Vorlesungsstunde wie folgt fragte: „Herr B., stimmt es, dass Rothirsche onanieren?“

Ein Strahlen ging über das Gesicht des älteren Herrn und mit hochgezogenen Augenbrauen schaute er freundlich über seine randlose Brille. Dann begann er seinen Vortrag über die Lebensweise des Rotwildes. Der letzte Satz endete: „Mittelalte Hirsche, die in der Brunft nicht zum Zuge gekommen sind, stellen sich manchmal über einen meterhohen Strauch und befriedigen sich mit konsulvischen Zuckungen selbst. Das habe ich als junger Jäger in meiner früheren, böhmischen Heimat mehrmals beobachtet.“ Alle trommelten auf die Tische und freuten sich, dass Poldy auch in diesem Jahr diese Frage wieder ausführlich beantwortet hatte.

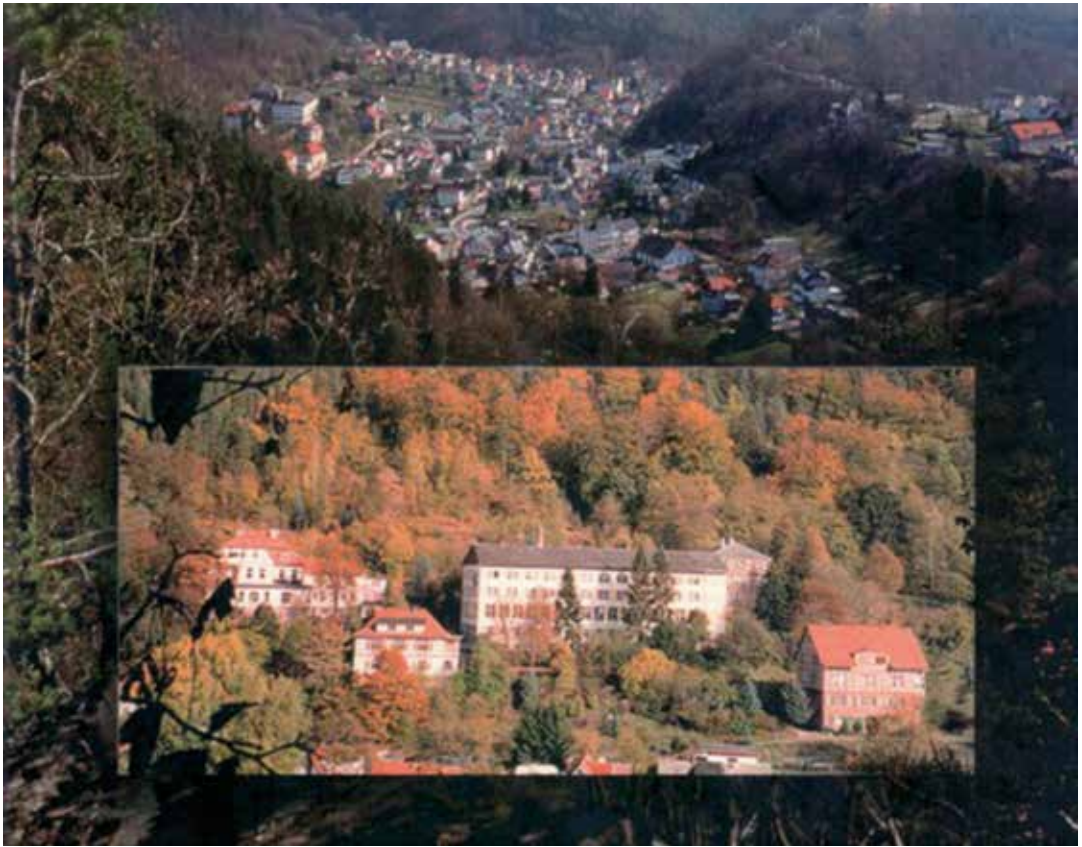
Eine gewisse Schadenfreude bemerkten wir bei ihm immer, wenn er wieder einmal einem faulen Forstschüler die Note 5 verpassen konnte.

An einem Montagmorgen nach den Winterferien betrat Poldy missgelaunt den Klassenraum und knurrte in seinem Heimatdialekt: „Horchens, Zettel raus, wir schreiben jetzt eine Kurzarbeit zum Thema: 'Lebensweise und Bekämpfung des Buchdruckers (Ips typographus)'. Zeit habens dazu 30 Minuten!“

Alles schnaufte und ein Schüler meldete sich zu Wort: „Aber das geht doch nicht. Diesen Stoff haben wir vor fast einem Jahr behandelt und Kurzarbeiten werden doch in der Regel zu unmittelbar vorherigen Themen geschrieben.“

Herr. B. darauf: „Diskutierens hier nicht rum, schreibens. Diesen Stoff muss ein Forstmann auch im Schlafe ständig parat haben!“

Die meisten Schüler, bis auf zwei, drei Streber, kauten an ihren Füllfederhaltern und brachten nur wenig aufs Papier. Pünktlich sammelte der Dozent die Zettel ein, blickte kurz darü-



Forstfachschule Schwarzburg in Thüringen, neu erbaut nach dem Brand von 1978

ber und schüttelte mit dem Kopf. Inzwischen klingelte es Pause. Die Massen, zu der Zeit 31 Schüler im Semester, waren sehr erregt, da viele wussten, dass sie sich eine schlechte Note eingefangen hatten.

Zwei Tage später gab es die Quittung. Poldy betrat wütend den Klassenraum und tobte: „Alle, bis auf einen, sinds mistfaul gewesen, das ganze Jahr über. 29 habens Note 5, einer Note 4 und einer Note 3!“ Er warf den Päckchen Zettel auf die erste Bank und begann seine Vorlesung. Das Fiasko hatte sich schnell in der Schulleitung herumgesprochen und für den Lehrer gab es ein Nachspiel. Er bekam vom Pädagogischen Rat den Auftrag, die Kurzarbeit neu zu bewerten. Ergebnis: 26 x 5, 3 x 4, 1 x 3 und 1 x 2. Damit hatte es sein Bewenden.

Auch an meiner 5 änderte sich nichts. Wer von uns Forstschülern hätte damals geahnt, dass der „Buchdrucker“ gute 50 Jahre später unseren deutschen Fichtenwäldern fast den Garaus macht und wie recht Poldy mit seiner Aussage hatte.

Vor den Semesterferien nach der Unterstufe bekamen alle Forstschüler von P. den Auftrag, für die Winterfütterung des Rehwildes, Himbeerlaubheu zu werben, zu bündeln, mit dem Namen zu versehen und im offenen, überdachten Motorradschuppen zum Trocknen aufzuhängen.

Als wir an einem Sonntag nach den Ferien gegen Abend mit unseren Krädern wieder in Schwarzburg eintrudelten, herrschte auf dem Plateau der Fahrzeugunterkunft hellste Aufregung. Alle Forstschüler wurden von Poldy persönlich empfangen. Unter seinen strengen Blicken musste nun jeder seine beiden Laubbündel aufschneiden. Es war eine Katastrophe. Die großen Bündel waren zu fest geschnürt worden, so dass dem Verderb Tür und Tor geöffnet waren. Das Heu war innen total verschimmelt und das übel riechende, staubige Geprassel rann durch Poldys Hände. Nun hagelte es erneut nur so „5en“.

Jetzt hatte ich das Glück auf meiner Seite, da ich schon einige Heuernten zu Hause als Kind und später als Landwirtschaftsgehilfe mitgemacht hatte. Anstatt 2 große, hatte ich 3 kleine, locker geschnürte Bündel unterm Dach luftig aufgehängt.

Poldy saß hinterm Tisch, auf den ich das Laubheu platzierte und den Papierbindfaden mit meinem Jagdmesser aufschnitt. Seine Augen wurden größer, der Mund stand ihm offen. Er holte tief Luft und sprach: „Herr Schneider, faul sinds gewesen, nur 3 winzige Bündel, von denen kein Reh satt wird. Aber Schwein habens gehabt, dass sie nicht verschimmelt sind. Muss ich Ihnen wohl oder übel Note 2 geben.“

Für die Gesamtnote 2 im Fach Forstschutz auf dem Abschlusszeugnis als Forstingenieur musste ich das Mehrfache tun, als in den anderen Fächern. Mir ist auch kein Schwarzburger Absolvent bekannt, der bei Poldy hier die Endnote 1 erreicht hat.



*Dozenten der Forstschule Schwarzburg 1964 mit Spitznamen in vorderer Reihe, dahinter meine beiden Vorgängersemester wie auch ich sie erlebte:
v. l. Plickat (Öko), Böttcher (Tscha-Tscha), Ebenrecht (Rechthaber), Brauner (Poldy),
Grimm (Kumpel), Puschmann (Direks), Neumann (Gauß), Braun (Klotzer),
Neudel (Bodengräber) mein Klassenlehrer, Müller (Flun)*

Im Grenzgebiet

An der Forstfachschule Schwarzburg immatrikuliert zu werden, war wie ein Gewinn im Lotto. Schon, um zur Aufnahmeprüfung vom Heimatforstbetrieb delegiert zu werden, musste man Voraussetzungen wie den freiwilligen, mehrjährigen Wehrdienst, eine mit Bestnoten bestandene Forstfacharbeiterprüfung, eine mindestens zweijährige Waldarbeitertätigkeit im Holzeinschlag und in den meisten Fällen vor der Delegierung die Mitgliedschaft in der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) nachweisen.

So wurden in meinem Semester von ca. 300 Bewerbern 100 zur einwöchigen Aufnahmeprüfung und danach nur 30 zum Studium zugelassen. Ich konnte es kaum fassen, dass ich als Sohn eines ehemaligen Gutsbesitzers, nicht aus der Arbeiterklasse, nun als der eines Genossenschaftsbauern (LPG), zählte.

Die Zeit an der Forstschule in Schwarzburg war für mich mit die schönste in meiner Jugend. Dazu gehörten auch die obligatorischen Arbeitseinsätze in der sozialistischen Produktion, in der Land- und Forstwirtschaft und sogar beim Talsperrenbau.

So ging es bereits im ersten Winter, als auch an der Schule die Kohlen knapp wurden, für zwei Wochen in die Braunkohle nach Hoyerswerda. Dort arbeiteten wir Forstschüler im Holzeinschlag zur Grubenvorfeldberäumung. Später warteten ähnliche Arbeiten für uns aus der Unterstufe in der Dübener Heide.



Wir Schwarzburger Forstschüler zum winterlichen Holzeinsatz

Aber als besondere Erlebnisse zählten die Einsätze an der Staatsgrenze West in der 5 km-Sperrzone und sogar im 500 m Schutzstreifen.

Eines Tages hieß es: „Die LPG-Bauern einer kleinen Gemeinde bei Lobenstein benötigen dringende Hilfe in der Getreideernte, die sich dort auf Grund der Höhenlage bis weit in den September hineinzieht.“ So schnürten wir unsere Rucksäcke für eine Woche und man karnte uns ins Grenzgebiet. Auf einem leer stehenden Bauernhof, von dem man den unzuverlässigen Landwirt ausgesiedelt hatte, bezogen wir Quartier. Da schon andere Erntehelfer vor uns hier gewohnt hatten, ließ die Sauberkeit stark zu wünschen übrig. In den Plumpsklos standen die hart gewordenen Berge fast bis zur Brille hoch und es stank bestialisch.

Unsere Hauptbeschäftigung bestand dann in der Beladung der großen Leiterwagen mit den Getreidegarben auf dem Feld und der Entladung an der Dreschmaschine im LPG-Hof. Die Aufsicht führte unser Forsttechnikdozent Armin G., genannt „Kumpel“, weil er uns häufig von Bergwerkseinsätzen aus seiner ehemaligen Heimat bei Zwickau erzählte. Sein besonderes Hobby waren Traktoren und ich muss noch heute über einen Satz lachen, den er mehrmals mit seiner hohen, piepsigen Stimme zum Besten gab: „Der Lanz-Bulldog ist das beste und ungewöhnlichste Arbeitstier, was man in Deutschland gebaut hat, er vertilgt an Treibstoff alles, mit dem man ihn füttert, er frisst sogar ausgelassenen Speck, wenn man die Grieben aussiebt.“

Am ersten Morgen standen wir dann in Reih und Glied zur Arbeitseinteilung durch den Feldbaubrigadier. Der teilte uns Forstschüler den einzelnen Pferdegespannen zu. Dann fragte er: „Wer von euch hat schon mal mit Pferden zu tun gehabt und kann ein Gespann kutschieren? Einer meiner Gespannführer ist erkrankt und liegt im Nest.“ Alle guckten in die Runde und ihr Blick blieb bei mir hängen. Da trat ich vor und sagte: „Wenn es keine Vollblüter-Rennpferde sind, übernehme ich ein Gespann.“ Und so hatte ich den Himmel auf Erden. Ich fuhr die hochbeladenen Leiterwagen den steilen Feldweg abgebremst runter zur Dreschmaschine und denn die leeren wieder hinaus zum Beladen. Das lief drei Tage bestens.

Am vierten Morgen beim Frühstück trat der „Kumpel“ an meinen Tisch und wettete: „Kollege Schneider, so geht das nicht weiter. Sie sitzen den ganzen Tag auf dem Kutschbock und schaukeln sich ihr Geschreie, während alle anderen Schüler beim Be- und Entladen schwitzen wie die Schweine!“ Erstaunt antwortete ich: „Wenn das so ist, fahre ich ab heute zum Beladen mit raus.“

Man steckte mich auf die Fuhre, da das gleichmäßige Beladen oberhalb der Leitern, mit den grannigen Ähren nach innen, auch nicht jedermanns Sache war. Als wir zum 2. Frühstück an der Feldkante saßen und auf den neuen Wagen warteten, ratterte plötzlich der LPG-Vorsitzende auf seiner 125er RT heran. Mit finsterem Gesicht stieg er vom Motorrad, lief zum „Kumpel“ und schnauzte: „Was fällt dem jungen Kerl, der da drüben sitzt, ein, dass er heute die Gäule im Stall hat stehen lassen und den ganzen Arbeitsablauf durcheinander bringt?“

Armin G. schluckte verlegen: „Entschuldigung, das habe ich zu verantworten.“ Ich lachte mir ins Fäustchen. Der Vorsitzende mit seiner ledernen Schiebermütze winkte mich zu sich heran und auf dem Schleudersitz der RT ging's zurück zum Pferdestall. Dann lief der Laden erneut wie die Tage vorher.

Am vorletzten Abend gab es ein kleines Erntefest im Dorfgasthof. Zum Tanz spielte ein älterer Herr mit dem Akkordeon. Die Mädchenklasse einer Berufsschule aus Saalfeld sorgte für Abwechslung. Das Freibier floss auch gut und nach Mitternacht verkrümelten sich die Tänzer und Tänzerinnen paarweise auf den Heimweg.

Mein Freund Georg B. aus der Mittelstufe, wir kannten uns bereits aus der Lehrzeit, und ich liefen zwei Mädchen in einen Bauernhof nach, wo diese ihr Quartier hatten. Da sie aber scheinbar mit uns nichts am Hut haben wollten, waren sie ruck-zuck im Hause verschwunden und verschlossen die große, schwere Tür hinter sich. So schlichen wir durch den Kuhstall zur Flurtreppe. Nur die Anbindeketten der Kühe rasselten leise. Auf dem langen Bauernhausflur in der Oberetage sah ich an einer Tür, ziemlich weit hinten, durch die Ritzen Licht. Auf Socken tasteten wir uns heran. Dann öffnete ich vorsichtig die Tür, in der Annahme, unsere Tänzerinnen zu überraschen. Doch was sehe ich? Im Ehebett auf der Fensterseite lag der ergraute Bauer und schnarchte wie ein Berserker. Neben ihm saß seine Frau im langen Leinennachthemd und strickte. Als sie im fahlen Licht der Nachttischlampe plötzlich über ihre runden Gläser der Nickelbrille sah, fuhr sie hoch und schrie: „Diebe!“ Ich zog die Tür zu und in rasender Geschwindigkeit rannten wir im Dunkeln den Flur zurück. Dabei stieß Schorsch mit dem Kopf an einen an der Wand hängenden, schweren Bohnerbesen, der wie ein Geschoss mit lautem Knall auf die Diele krachte. Die Treppe hinunter, durch den Stall, einige Kühe erhoben sich und muhten, ergriffen wir unsere Schuhe und flüchteten durch die halbhohe Sommertür nach draußen.

Bei der Verabschiedung am Morgen dankte der LPG-Vorsitzende allen Erntehelfern für ihren Einsatz. Mir fuhr er mit seiner schwieligen, großen Hand über den Kopf und sagte gerührt: „Aus dir wäre sicher auch ein guter Bauer geworden.“

Unsere nächtliche Ruhestörung hatte die Bäuerin glücklicherweise nicht gemeldet.

Erst Wochen später gab es dann doch noch ein Problem. Dem Forstschüler Fred B., der uns bereits im Winter einen Katzenbraten als Weihnachtshasen „verkaufte“, hatte es ein schöner Bierseidel in der Vitrine hinter der Gaststättentheke angetan. Er schickte in der Mittagspause die Wirtin nach Apfelsaft in den Keller, griff sich den, einem Bauern gehörenden, Stammkrug, und nahm ihn mit nach Schwarzburg. Das löste eine ungeahnte Fahndung aus, die B. , der wiedererkannt wurde, fast den Studienplatz gekostet hätte. Eine gütliche Einigung zwischen ihm und dem Eigentümer des Bierkruges, wo sich Fred einen Zentner Asche aufs Haupt geschüttet haben soll, rettete ihn vor weiterem Ungemach.

Im Frühjahr, es war im Mai, suchte man für einen Sonabend Freiwillige für einen nicht ganz gefahrlosen Arbeitseinsatz an der Grenze zu Bayern. Da eine gute Bezahlung zugesichert wurde, meldeten sich 10 Forstschüler. Auch mein Portmonee war leer, obwohl ich durch den Verzehr einer grauschwarzen Nacktschnecke eine Wette über 15 Mark gewonnen hatte. Als es aber ans Bezahlen ging und der „Dürre“ S., der mir zugesehen hatte, sich übergeben musste, vertrösteten mich die anderen Beteiligten auf den Stipendienzahlttag. Da kam auch mir der Holzeinsatz im Sperrgebiet gerade recht.

Am Grenzkommando wurden wir von einem Offizier der Grenztruppen, die seit Herbst 1961 zur Nationalen Volksarmee (NVA) gehörten, und einem Waldarbeiter empfangen. Man rüstete uns mit Sabinen, Wendehaken, Brechstangen und Äxten aus. Noch wussten wir nicht genau, was uns erwartete. Die eigentliche, unbefestigte Grenzlinie verlief am Oberhang eines Tales, das mit Altlichten bestockt war. Parallel dazu hatte man 200 m am Mittelhang einen unüberwindbaren, 3 m hohen Stacheldrahtzaun gebaut. Alle 5 m hielten starke Betonmasten den Drahtverhau, der wohl für 100 Jahre halten sollte. Zwischen den beiden Linien hatte man mit einem ca. 3 ha Kahlschlag die Fichten in Fischgrätenform, wie aus dem Lehrbuch, gefällt und geloht. Lohrinde war damals noch ein wichtiger Rohstoff in der Gerberei und Lederindustrie.

Vor uns spiegelten sich die frischen, weiß glänzenden Stämme, die mit ihren Stammenden fast zusammenstießen, in der Sonne bis hoch zur eigentlichen Grenze. Ein beeindruckendes Bild, mit welcher Präzision die dortigen Waldarbeiter dieses Werk vollbracht hatten. Das Reisig lag geordnet in Wällen zwischen den Stämmen von je bis zu einem Festmeter.

In Verlängerung der fischgrätenartig zusammenstoßenden Stammenden hatten die Grenzer den Stacheldraht auf zwei, manchmal drei Längen entfernt und eine oder zwei Betonsäulen umgelegt. Durch diese Gassen sollten wir nun die Stämme hinunter bis an einen Talweg lotsen. Wer gelohtes Holz kennt, weiß, wie glatt deren Oberfläche ist. An den oberen Stammenden setzten wir nun unsere Hebel an und brachten die mächtigen Bäume in so einen Winkel, bis sie der Schwerkraft folgend ins Rutschen kamen. Die „Geschosse“ bewegten sich erst gemächlich bis zu den Zaundurchlässen. Aber dann donnerten sie in gerader Fahrt bis zum Talweg, wo sie sich teilweise tief in die Erde bohrten. Links und rechts des Kahlschlages standen Grenzposten zur Sicherung, obwohl sich auch sonst nur Lebensmüde dahin getraut hätten.

Je weiter wir dem Oberhang näher kamen, um so schwieriger wurde es, die Stämme in die Öffnungen zu zielen. Nahmen sie erstmal Fahrt auf, hieß es für uns nur noch zu Seite zu springen, um nicht mit- oder umgerissen zu werden. Doch dann nahm das Fiasko seinen Lauf.

Die ersten Stämme „fanden“ den Durchgang nicht und prasselten an die noch stehenden Betonsäulen, die wie Streichhölzer wegknackten. Wir arbeiteten weiter und verfolgten, wie jeder Pfahltreffer den Grenzzaun mit den unzähligen Stacheldrähten bis auf gute 100 m in eine Schräglage nach unten zog. Bis gegen Mittag war zwar die Hälfte des Holzes am Talweg, aber die Zaunanlage auf 300 m total demoliert. Der verantwortliche Oberleutnant schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: „Wenn das der Kommandeur sieht, die sperren mich ein! Die Reparatur dauert Wochen und was das kosten wird.“ Dann befahl er: „Aufhören!“, und telefonierte lange Zeit übers Grenzmeldenetz.

Wir Stammlotsen stiegen zum Sammelplatz hinunter und warteten auf weitere Anweisungen. Da hörte ich plötzlich, wie ein Grenzer in meine Richtung rief und wild mit den Armen fuchtelte: „He, Schneider, bist du das und was machst denn du hier an der Grenze!?“ Er kam

mit hochrotem Gesicht auf mich zugerannt und schnappte nach Luft. Jetzt erkannte ich ihn. Es war Erwin Z. aus Löhthain bei Meißen, mit dem ich die Grenzerausbildung in Ludwigsfelde und den 3jährigen Dienst in Mahlow bei Berlin abgeleistet hatte. Nach meiner Entlassung damals hatte er sich weiterverpflichtet und seinem langen Wunsche entsprechend, in den Thüringer Wald versetzen lassen. Er war inzwischen Feldwebel. Die Wiedersehensfreude war groß. Der Riese zerquetschte mich fast beim „Auf Wiedersehen“. Von ihm habe ich später leider nichts mehr gehört. Aber der Grenzeinsatz in der Lohfichte bleibt mir unvergessen.

Da gab es in Schwarzburg eine Begebenheit, die mich noch heute nachdenklich stimmt. An einem frühen Nachmittag rief man die gesamte Schülerschaft in den großen Hörsaal. Es musste schon etwas Außergewöhnliches passiert sein. Vorn im Präsidium saßen der Schuldirektor, die Dozenten und ein älterer, grauhaariger, hagerer Oberforstmeister. Gespannt warteten alle Anwesenden auf die Ausführungen unseres Schulleiters P., der mit ernster Mine begann: „Verehrte Anwesende, wir haben uns heute mit einem Vorfall zu befassen, wie es ihn an unserer Bildungseinrichtung noch nicht gegeben hat. Das Verhalten eines unserer Forstschüler aus der Unterstufe, der vergangenen Jahres an unsere Schule delegiert wurde, ist zu verhandeln. Dazu begrüße ich den Direktor seines Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Saalfeld, Genossen H., recht herzlich.“

Was war geschehen? Die Eltern des Forstschülers bauten in der Nähe von Saalfeld an ihrem Einfamilienhaus. Dazu hatten sie das Baumaterial, dass es nur mit guten Beziehungen und erheblichen Schwierigkeiten gab, im Garten um das Grundstück gelagert. Nun stellte der Bauherr nach den Wochenenden immer wieder fest, dass Mauerziegel breit geworfen, Bretterstapel eingestürzt, die Kieshaufen verschiedener Korngrößen durcheinander geschaufelt waren und auch einiges fehlte.

Während seines Wäscheurlaubs legte sich unser Fortschüler auf die Lauer, um die Übeltäter auf frischer Tat zu ertappen. Als es dämmerte, erschienen eine Handvoll „Halbstarker“, die sich in bewährter Art auf der Baustelle ihr Mütchen kühlten. Dabei flog das Baumaterial mit lautem Gegröle in alle Richtungen. Als der Bewacher sie überraschte und zur Rede stellen wollte, beschimpften und bewarfen sie ihn mit Steinen. Da gingen dem Forstschüler die Nerven durch, er griff sich sein bereitstehendes Luftgewehr und brannte dem einen der Steinewerfer ein 4,5 mm Diabolo auf den Arsch. Der schrie auf und hüpfte wie ein Flaschenteufel im Kreise herum. Daraufhin floh die ganze Bande und es herrschte von da ab Ruhe auf der Baustelle.

Doch diese Ruhe war trügerisch. Unser Luftgewehrschütze erhielt eine Anzeige wegen Körperverletzung an einem Jugendlichen, sein Forstbetrieb wurde verständigt und die Mühlen des Gesetztes begannen zu mahlen. Der blaue Fleck des Getroffenen war längst verheilt. Er hatte seine schmerzhafteste Lehre aus seinem Verhalten gezogen. Woher die Anzeige kam, blieb zu mindestens für uns Forstschüler unbeantwortet und spielte auch bei der Verhandlung keine Rolle.

Vor der versammelten Schüler- und Lehrerschaft standen nun zwei Fragen, die bereits vor-gefasst waren:

1. Wird der Täter, wie man ihn gleich betitelte, exmatrikuliert und muss sich mindestens weitere zwei Jahre als Waldarbeiter in seiner ehemaligen Brigade für die Fortsetzung des Studiums bewähren? Oder:

2. Er bleibt in Schwarzburg und die Schülerschaft übernimmt für ihn eine sozialistische Erziehungspatenschaft bis zum Ende des Studiums? Nach einer schier unendlichen Diskussion über das Für und Wider wurde, wie bei einer Wahl, abgestimmt. Mit überwältigender Mehrheit stimmten die Forstschüler dafür, den Geschassten, trotz seines nicht zu tolerierende Vergehens, das er längst bitter bereut hatte, an der Schule zu behalten, da man der Meinung war, dass er im Schülerkollektiv besser aufgehoben sei, als in seiner ehemaligen 5-köpfigen Waldarbeiterbrigade.

Der Sprecher der Oberstufe F. begründete in seiner ihm eigenen Harzer Mentalität das Ergebnis.

Mit hochrotem Kopf stand der Forstbetriebsdirektor auf und empörte sich: „Sie, als einer von der Arbeiterklasse delegierten Waldarbeiter, haben wohl vergessen, woher sie kommen? Ihre Arroganz ist nicht zu übertreffen und so etwas will später ein Forstreviere leiten!“

Kopfschüttelnd ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen. Zu den Dozenten geneigt, sagt er noch: „Die Waldarbeiter und mein Betrieb sind weitaus besser in der Lage den Übeltäter wieder auf die richtige Linie zu bringen, als dieser überhebliche Haufen von Forstschülern!“

Da sprang der Sprecher auf und wollte noch etwas entgegnen.

Der Dozent P., der für seine poltrige Art bekannt war, schrie dazwischen: „F., Sie sind ein ausgemachtes Rindvieh!“ Alle erschraken, da dieser Ton an der Schule nicht üblich, noch dazu von einem Dozenten, war. Der Schuldirektor beruhigte seinen Lehrer.

So ging die Versammlung wie das „Hornberger Schießen“ aus. Entgegen des Mehrheitsbeschlusses wurde der Luftgewehrschütze gefeuert und in Schwarzburg nicht mehr gesehen. Danach munkelte man unter vorgehaltener Hand: „Das arme Schwein wird sich wohl nicht über die ‚Grüne Grenze‘ in den Westen abgesetzt haben, da seine Mutter nach dem Rauswurf geäußert haben soll, dass ihrem Sohn nun nur noch dieser Weg bleibt?“

Doch ein schwerer Verkehrsunfall beendete zwischenzeitlich das Leben dieses ehemaligen Forstschülers.

Abstrich

Wir Forstschüler rüsteten uns mal wieder zur erwarteten Heimfahrt übers Wochenende. Die einen saßen auf gepackten Koffern vor der Schule, da sie zum Zug auf dem hochgelegenen Bahnhof noch Zeit hatten. Die anderen machten auf der Terrasse ihre Motorräder für die Reise startklar.

Da stürzte plötzlich die gewichtige Schulsekretärin aus der Haustür und rief: „Keiner darf das Schulgelände verlassen. Im Kreis Rudolstadt ist die Ruhr ausgebrochen. Ein Krankenwagen ist zur Untersuchung aller Schüler und des Personals bereits nach hier unterwegs!“

So hieß es nun warten. Doch schon bald rollte ein „Sankra“ des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) den Berg zur Forstschule hoch. Zwei energisch wirkende Krankenschwestern wuchteten einen größeren Holzkasten aus dem Fahrzeug, der mit Paletten von Reagenzgläsern bestückt war. Im Befehlston ließ die Dame, die das Sagen hatte, zuerst alle männlichen Forstschüler auf der Terrasse mit dem Gesicht zum Motorradschuppen in einer Reihe antreten.

Nach dem Befehl: „Nach vorn beugen, alle Mann Hosen runter und entspannen!“, wurden die beiden Medizinkräfte aktiv. In der linken Hand ein Reagenzglas haltend, führten sie mit der rechten ein längeres Wattestäbchen ins Weidloch eines jeden Patienten, drehten es mehrmals, bis sie von der Stuhlprobe überzeugt waren. Das Stäbchen wanderte ins Glas und der Namenszettel wurde nach kurzem Anhauchen oder Anlecken angeklebt. So ging es von Schüler zu Schüler wie auf einem Melkstand im Kuhstall. Es war ein Bild zum Schießen. Der groß gewachsene Günther M. hatte nicht mal seinen schweren Rucksack abgelegt. Im Vorbeugen schlug er seinen langen, grünen Lodenmantel über den dicken Beutel und streifte dann, auf Grund der langen Motorradfahrt bei dem kaltem Wetter, hintereinander mehrere Unterhosen gemächlich in die Kniekehlen. Unser Klassenprimus I. M. bekam noch einen Rüffel von der Schwester: „Nun beugen Sie sich doch endlich mal richtig nach vorn und entspannen Sie sich, sonst kann ich den Abstrich nicht machen!“

Darauf I.: „Bitte entschuldigen Sie. Ich bin doch so etwas nicht gewöhnt.“ Ein Dritter, Schorsch B. ließ einen „Wohlriechenden“ fahren, als die schimpfende Schwester das Wattestäbchen einführte.

Diejenigen, die den Laden hinter sich hatten, feixten hämisch. Zum Schluss wurden die wenigen weiblichen Personen einzeln in einem Büroraum verarztet. Dann eilte man zum



Die „Jawa“, mein treues Feuerross

Bahnhof oder knatterte mit dem Motorrad gen Heimat.

Als wir zum Wochenbeginn wieder in Schwarzburg eintrudelten, erfuhren wir als erstes eine Hiobsbotschaft. Das Fahrzeug des DRK war auf der Rückfahrt im Schwarzatal in einen Verkehrsunfall verwickelt worden, bei dem der Kasten mit unseren Proben zu Bruch gegangen war. Im Sekretariat teilte man uns mit, dass die gesamte Aktion mit hoher Wahrscheinlichkeit in den nächsten Tagen wiederholt werde. Wir wussten daraufhin nicht, ob wir lachen oder fluchen sollten.

In die Diskussion platzte ein Telefonat aus dem Krankenhaus von Bad Blankenburg, dessen Inhalt ich wort-wörtlich wiedergebe: „Alle Proben der Forstschulbesatzung waren auswertbar und negativ. So ist Schwarzburg von der ‚Scheißerei‘ verschont geblieben.“



Überall lauern Gefahren!

Im „Dreck’schen Löffel“

Während meiner postgradualen Ausbildung zum „Meister der sozialistischen Jagdwirtschaft“ an der Jagdschule Zollgrün von 1971 bis 1973 besuchten wir, wenn nichts anderes anlag, die Dorfkneipe im Ort Zollgrün. Das war damals eine Gaststätte, in der es recht rustikal zuging. Die meisten Besucher aus dem Dorf waren LPG-Bauern. In Arbeitssachen und Gummistiefeln, wie sie vom Feld oder aus dem Stall kamen, betraten sie nach Feierabend das Wirtshaus. Dort tranken sie ihr Bier, dazu als Kompott meist ihren Schnaps und unterhielten sich über das Neueste im Ort und der LPG. Die älteren Wirtsleute bedienten im gleichen Aufzug bis gegen 22 Uhr ihre Gäste.

Vor dem Heimweg schlenderten noch die meisten Männer über den Hof und verrichteten ihre Notdurft an die geteerte Pinkelwand. Nachdem auch wir Jagdschüler unser Bier getrunken hatten und auch manchmal eine Bockwurst dazu aßen, verließen wir gutgelaunt die weniger gastliche Stätte. Man musste schon ganz hübsch abgebrüht sein, um die hygienischen Unzulänglichkeiten in Kauf zu nehmen.

Die Meisterausbildung gliederte sich in halbjährlich stattfindende Vortragsveranstaltungen



Die Gebäude der Jagdschule Zollgrün

und zu Hause ins Selbststudium. So fiel 1972 der Himmelfahrtstag mit seiner Herrenpartie auf einen Maidonnerstag an der Jagdschule.

Vergnügt zog ein munterer Teil der meist schon älteren Schüler am frühen Abend in den „Dreck’schen Löffel“, wie wir das Lokal liebevoll nannten. Die weiter oben liegenden Dörfer lagen im Grenzgebiet zu Bayern und waren deshalb für uns tabu. Glücklicherweise hatten wir unser Abendbrot schon an der Schule eingenommen. In der Kneipe gab es nichts mehr zu essen und nach einer guten Stunde ging dem Wirt auch noch das Bier aus. Er blubberte zu uns: „Das Einzige, was ich euch noch anbieten kann, sind zehn Flaschen Kräuterlikör.“

Was blieb uns also weiter übrig, als eine Runde „Rhöntropfen“ nach der anderen zu bestellen. Es entwickelte sich eine Bombenstimmung. Die Gäste lagen sich gegenseitig in den Armen und hauten sich die Taschen voll. Als dann gegen 23 Uhr der Vorrat aufgebraucht war, hatten wir alle von dem „Kommodenlack“ ein mächtiges Luder in der Birne. Und so zogen wir auf der 3 km langen Eschenallee, Jägerlieder grölend, in Richtung Schule. Immer, wenn sich ein Auto näherte, suchten wir, wie eine Traube, Schutz hinter den gewaltigen Straßenbäumen, um nicht unter die Räder zu kommen. So zerrten wir uns gegenseitig bis zu unserer Unterkunft und sanken bald in einen todesähnlichen Schlaf.

Am nächsten Morgen brummte uns der „Nischel“. Der Schulleiter Horst P. eröffnete in seinem norddeutschen Dialekt die erste Unterrichtsstunde mit der Bemerkung: „Na, meine Heeren, wohl noch etwas benommen von der Himmelfahrtspartie?“

Ich meldete mich und antwortete: „Nach dem vielen Kräuterschnaps aus der Dorfkneipe in Zollgrün habe ich einen Geschmack im Munde, als hätte ich gestern eine ganze Apotheke samt Inhalt gefressen!“ Alles lachte und wir Jagdschüler konnten später keinen „Rhöntropfen“ mehr riechen, geschweige denn, trinken.

Auch Jahre später, zu den jährlichen Arbeitsberatungen der Obersten Jagdbehörde Berlin mit den Jagdreferenten der Bezirke, die jeweils eine Woche im Frühjahr stattfanden, bummelten wir hin und wieder zur besagten Lokalität ins Dorf. Das Niveau hatte sich zwar etwas gebessert, aber berauschend war es trotzdem nicht.

Eines Abends saßen wir Jagdreferenten mit dem Juristen der Obersten Jagdbehörde Dr. Jochen M. und dessen Frau am Stammtisch in der Gaststube des „Löffels“. Das angeregte Gespräch drehte sich um die Spitzentrophäen des Schalenwildes der DDR aus dem Vorjahr, da die Zentrale Trophäenschau auf der agra Leipzig-Markkleeberg bevorstand. Jochen unterhielt sich angeregt mit unserem Amtsbruder Lothar S. aus Karl Marx Stadt über die „Ewigen Achterhirsche“ aus dem Bienenmühler Kessel.

Als dieses Thema ausgiebig behandelt war, ging’s ans Witzeerzählen. Die Einheimischen beteiligten sich aktiv an der fröhlichen Runde. Besonders politische Witze, die, wie man schalkhaft sagte, im Zentralkomitee der SED erfunden wurden und im Staatsapparat durchzusetzen waren, lösten das größte Gelächter aus. Einzelne Mitstreiter, die darüber nicht lachen konnten, blieben diesen gemütlichen Runden auch meist fern.

Plötzlich rief einer meinen Spitznamen: „Felix, bist du krank, oder fällt dir heute kein Witz mehr ein!?“ So griff ich erst mal in die verstaubte Kiste meines Gehirns und gab drei alt-

bekannte Dinger über den berühmtesten sächsischen Steinkohlebergmann Adolf Hennecke zum Besten. Erst lauschten die Zuhörer andächtig und dann brach ein ohrenbetäubendes Gelächter aus. Mit dieser Resonanz hatte ich bei diesen abgegriffenen Calauern nicht gerechnet und sah ungläubig in die Runde. Als wir dann mal unser Bier abgießen gingen, meinte Lothar S. noch immer laut lachend zu mir: „Weißt du Unikum denn nicht, dass Jochens mit am Tisch sitzende Frau Christa, eine Tochter von unserem Helden der Arbeit, Adolf Hennecke, ist?“ Jetzt war ich baff.

Aber die beiden Betroffenen hatten am meisten mitgelacht. Noch heute, bei den jährlichen Treffen von uns nunmehrigen Veteranen wird diese Episode immer wieder hervorgekramt und darüber gelacht.



Die Meister der sozialistischen Jagdwirtschaft 1973 auf dem Hof der Jagdschule (Verf. 6.v.l.)